

(Nachdruck verboten.)

2) Der Einzige und seine Liebe.

Von Timm Kröger.

Der Mädchenkopf lachte und zeigte dem Mond weiße Zähne.

„Eigentlich sollst ich schelten. Aber wie kann man Dich schelten! Du bist ja nun mal so.“

„Sag, liebe Lina, warum liebst Du mich?“

„Keimer, das muß ich Dir doch sagen. Wenn es überhaupt mit meiner Liebe alle werden könnte, so brauchtest Du mich nur noch mal wegen so dummer Fragen zu wecken. Fühlst Du denn nicht, daß es ganz unschicklich ist, nachts unter mein Fenster zu kommen. Wenn uns der alte Wächter sähe: — um uns wäre es geschehen, wir wären in der Deute und der alten Weiber Mund. Ja, aber es hilft alles nichts, ich mag schelten, wie ich will, lieben tu ich Dich doch und werde es immer tun.“

„Ja, ja, aber sag mir: weshalb Du mich lieb hast?“

„Weil Du ein so unmenschlich guter und netter Kerl bist — deshalb!“

Ohne Gutenachtgruß schloß sich das Fenster. Keimer stand erst ein bißchen verblüfft davor. Dann tat er das, was er den ganzen Abend getan hatte: er lachte. Und der gute Mond lachte auch. Es war ein lächerlicher Augenblick. Lachend nahmen sie beide den Rückweg, an dem Kalkquast, an den Fischergeräten vorbei, er gehend, der Mond leuchtend.

Als der Schneider die Johannisbeeren passiert hatte, hätte er bald laut gejauchzt. Aber er dämpfte seine Freude. „St! St!“ sagte er — „es ist Nacht, und alle Leute schlafen. Sonst, Keimer, wäre es an der Zeit zu lachen, wie du noch niemals gelacht hast. Sie hat mich gern, weil ich ein so unmenschlich guter und netter Kerl bin. Daß ich so unmenschlich gut und nett bin. Wer hätte das gedacht?“

Am folgenden Morgen beim Frühstück machte der mürrische Ernst eine Szene. Wenn der Meister ihm nicht eine andere Schlafstube anweisen könne, müsse er sich „fremd machen“. Mit Keimer Stieper wolle er die Kammer nicht länger teilen. Der habe ihn tief in der Nacht, zwischen zwölf und eins, aus dem Schlaf geweckt, ihn gefoppt und ihn einen unmenschlich guten und netten Kerl genannt. Das brauche er sich nicht gefallen zu lassen.

„Wenns weiter nichts ist!“ — unterbrach ihn Keimer. „Meinetwegen soll Meister keinen Gefellen verlieren. Ich nehm alles zurück: Du bist kein unmenschlich guter und netter Kerl!“

2.

Ein alter Bekannter.

Verliebte sind Egoisten.

Keimer war ein Egoist und dachte nur an seine Braut, an sich und sein Glück.

Alte und junge Leute starben, Kinder wurden geboren. Es war wie immer: Abfluß des ständigen, Zufluß lebendigen Wassers — aber Keimer kümmerte sich nicht um fremdes Leid und nahm nicht teil an fremder Freude. Freund Hein machte sogar in der Nachbarschaft Besuch und holte den alten Thöm aus dem warmen Nest. Keimer war im Sargfolge, dachte aber dabei wenig an Tod und Unsterblichkeit, dachte nicht einmal viel an das, was der Pastor sagte; er dachte an Lina. — Ein heftiger Sturm kam auf und brach Maabens Windmühle einen Flügel ab; die Trümmer hätten bald den Müllergesellen erschlagen, das Gerücht lief rasch wie der Wind durch den Ort, viele eilten hin, Keimer aber nicht. Keimer gab bei dem Sturm nur auf Meister Riders Haus acht. Wohnte doch unter diesem Dache die Lina. Der Wind hatte auch wirklich eine Stelle im Strohdach zergeragt; da stieg Keimer in Graus und Sturm hinaus, schleppte eine Egge am Tau mit, band sie auf der schadhaften Stelle fest und beschwerte den Verband mit einem großen Stein.

Lina stand unten mit wehendem Haar und flatternder Schürze und hielt die Leiter mit beiden Händen und zitterte und bat: „Keimer,“ sagte sie, „ich mag gar ni sehn.“ — Und wandte doch keinen Blick von ihrem Liebsten.

Keimer lebte nur in seiner Liebe.

Alle Leute schlugen die Hände über dem Kopf zusammen: Peter, der ehrliche Peter Rand hatte Papier gefälscht und — — jaß. Keimer hatte ihn gefannt, aber nur flüchtig — ihn kümmerte das Kapitalverbrechen des Ortes keinen Deut.

Krischan Jakob Meier hatte sein Holzgeschäft verkauft, der Käufer sollte aus der Gegend stammen, — man sagte, daß Krischan Jakob einen unmenschlichen Preis erhalte, man sprach darüber, wie alles so teuer werde, daß es gar nicht mehr angehen könne. Keimer hörte kaum zu; er saß, wenn er Zeit hatte, bei seiner Braut, leistete ihr, wo es ging, Gesellschaft und war nur in ihrer Nähe ein Mensch.

Eines Abends trat er, wie gewöhnlich, bei Meister Riders in die Stube. Dämmerung fiel in den Raum, der Schatten eines Mannes, mit dem der Meister sprach, saß auf einem Stuhl. Der fremde Schatten unterhielt sich über ein Holzgeschäft, denn auch Harder Riders kaufte ab und zu einen Stamm. Mit der Vorstellung seiner Gäste hat der kleine Mann es ja meistens so eilig nicht; aus den Reden aber entnahm Keimer Stieper, daß es der Käufer von Krischan Jakobs Holzhandel sei, der auf dem Stuhl saß. Keimer wußte nicht genau, was es eigentlich war, aber der hoch- und plattdeutsch sprechende Fremde hatte in seiner Rede, in seiner sicheren Freiheit, sich zu geben, in seiner Haltung etwas an sich, das ihm bekannt vorkam. Da trat Lina mit Licht ein, und Keimer fuhr überrascht von seinem Sitz auf. Der große, breite, blonde, städtisch gekleidete Mann, der sich so selbstzufrieden und so energisch auf Harders Lehnstuhl hingepflanzt hatte, war ebenso überrascht. „Keimerchen?“ — „Jochen Ries?“ kam es fast gleichzeitig von ihren Lippen.

„Du hier, Keimerchen?“ rief Jochen. „Was treibst Du denn hier?“

„Ja,“ antwortete Keimer. „Was soll ein Schneidergesell anders tun als schneidern? Ich spiel aber auch bißchen Bräutigam, und dies kleine Mädchen“ — er legte den Arm um Lina — „ist meine Braut.“

Jochen sah sie mit unverhehlter Bewunderung an. — „Alle Wetter!“ entfuhr es ihm. Er war von der blühenden Mädchenerscheinung ganz überrascht. Keimern schlug er auf die Schulter.

„Das hätte ich Dir nicht zugetraut,“ sagte er. — „Süh, de ol Keimer, de ol Jung, wer hat dat dacht? — Donnerwetter!“ wiederholte er.

Seine Worte waren freundlich, aber in seinem Blick lag etwas, was nicht gefiel. Und die von ihm geführten Reden verwischten diesen Eindruck nicht. Eine gewisse Gutmütigkeit war wohl drin, aber es kam alles so großspurig, so herausfordernd, so prozig heraus.

„Du, Keimer,“ sagte Lina, als er weg war, „ist das der, von dem Du mir manchmal erzählt hast?“

„Das ist er,“ antwortete Keimer.

Keimer und Jochen hatten im Nachbardorf zusammen die Schule besucht. Der schüchterne Keimer wäre bei den unvermeidlichen Balgereien mit den wilden Kameraden „unterdurch“ gekommen, wenn Jochen nicht seine Hand über ihn gehalten hätte. Und das hatte Jochen immer getan, dafür allerdings auch blinde Unterwerfung verlangt. Jochen war nämlich „Baas“ unter den Knaben gewesen — stark, gewalttätig, eigensinnig und gutmütig. Bei den Jungen war er unbedingter Herrscher, gewissermaßen auch bei dem Schulmeister. Denn mit Jochen Ries band selbst der nicht gern an — sagte Keimer.

Jochen Riese war immer nur zur Hälfte Bauerkind gewesen, jetzt dreiviertel städtisch. Sein Vater war Forstwart; noch vor Jochens Einsegnung kamen sie in eine fremde Gegend. Nachher hatte er den Holzhandel in einer großen Stadt erlernt, hatte dann einen amerikanischen Onkel beerbt und stand nun, seiner Art entsprechend, früh auf eigenen Füßen.

Also das ist der berühmte Jochen Ries, dachte Lina. Er hatte so selbstbewußt die Beine gestreckt und sie so dreist angesehen.

„Du, Keimer,“ sagte sie, „ich mag Deinen Jochen nicht.“

Nun verflossen nur wenige Tage, da hatte das Schlaraffen-
glück ein Ende.

Eines Abends — er hatte den ganzen Tag herb und Ernst ausgehoben — räusperte Garder sich und brach ein Schicksalsgespräch vom Jaun.

„Wir müssen zum Schluß kommen, Reimer,“ sagte er. „Noch sei er rüstig und könne sein Geschäft versehen, aber so sachte kämen die Jahre. Er sei nicht mehr der, der er gewesen, er merke das Alter. Man müsse an die Zeit denken, wo Reimer als Ernährer der Familie eintreten müsse. Zu Vermögen habe er es nicht gebracht, nur das kleine Haus und die Weide gehörten ihm zu. Aber auch darauf sei er schuldig. Nun müsse Reimer sehen, selbständig und Meister zu werden, so bald wie möglich.“

Mit einem Wort: Garder Riders stellte seinem zukünftigen Schwiegersohn vor, er müsse, je eher je lieber, auf die Wanderschaft, wie es die Kunst vorschreibe.

„Dat help ni,“ schloß Garder. „Nak dat mit Meister Eggert af. Und wenn Du trüg komst, ward Hochtid.“

(Fortsetzung folgt.)

Darwinismus und Deszendenztheorien.

(Ein Rückblick zu Darwins Todestag.)

Von Dr. C. Theising.

II.

Bei der künstlichen Zuchtwahl müssen drei Faktoren zusammenwirken, um eine neue Rasse zu erzeugen: das Auftreten von Varianten, die zielbewußte Auslese dieser Varianten nach einer bestimmten Richtung hin durch den Züchter und endlich die Fähigkeit des elterlichen Organismus, ihre Eigenschaften auf die Kinder zu vererben. Diese drei Faktoren sind die notwendigen Bedingungen für eine künstliche Zuchtwahl. Wenn auch nur einer dieser Faktoren fortfällt, dann ist eine Artentstehung in dem ausgeführten Sinne unmöglich. Darwins Kühne Schlussfolgerung war nun folgende: Genau dieselben Ursachen, die wir hier bei der Art- und Rassenbildung der Haustiere tätig sehen, bewirken auch in der freien Natur die Umwandlung der organischen Welt und die Entstehung neuer Arten; doch tritt an die Stelle des menschlichen Züchters eine andere natürliche Art der Auslese, der Kampf der Lebewesen um die Existenzmittel, der Kampf ums Dasein. Während aber bei der künstlichen Zuchtwahl den Tieren Eigenschaften angezuchtet werden, die wohl dem Menschen nützen, das Tier aber häufig in seiner Lebenskraft schädigen, so daß viele Haustiere gar nicht mehr in der Freiheit ohne den Schutz des Menschen zu existieren vermöchten, werden durch den Kampf ums Dasein gerade die Individuen ausgewählt und gelangen zur Nachzucht, welche am besten an die Daseinsbedingungen angepaßt oder mit anderen Worten die tüchtigsten sind. Eine allmähliche Höherentwicklung und immer vollkommenerer Anpassung der Lebewesen muß daher die notwendige Folge der Naturzuchtung sein. Auf diese Weise erklärt Darwin z. B. auch die Entstehung der Schutzfärbung und Mimikry und anderer auffallender Anpassungserscheinungen.

Daß Erblichkeit und Variabilität in der Natur ebenso gut vorkommen wie bei den Haustieren, dafür bedarf es keines Beweises. Wie steht es aber mit dem natürlichen Züchter, mit dem Kampf ums Dasein? Es ist eine in der Natur ausnahmslos gültige Regel, daß von Tieren wie Pflanzen stets mehr Keime erzeugt werden, als zur Reife heranzuwachsen vermögen. Dürfen doch normalerweise von jedem Elternpaare nur zwei Nachkommen aufgezogen werden und wieder zur Fortpflanzung gelangen. Würden auch nur von einer tierischen Art stets sämtliche erzeugten Keime am Leben bleiben und zur Reife und Vermehrung gelangen, dann wäre bald die Weite der Erde zu eng, die Lebensmittel zu knapp, um auch nur diese eine Art fassen und ernähren zu können. Es liegt das daran, daß die Organismen sich in geometrischer Progression vermehren, ihre Zunahme daher bald ins Ungemeinere gehen müßte. Unter der Annahme, daß alle Jungen ein normales Alter erreichten und sich in normaler Weise vermehrten (d. h. in diesem Falle etwa sechs Junge zur Welt brächten), würden wir von einem einzigen Elefantenelternpaare nach 750 Jahren bereits circa 19 Millionen lebende Nachkommen haben. Dabei sind Elefanten Tiere mit auffallend langsamer Vermehrung. Unter Voraussetzung der günstigsten Lebensbedingungen vermehrt sich der Kommabazillus, der Erreger der Cholera, alle 20 Minuten durch Teilung, woraus sich für den Lauf eines einzigen Tages die gewaltige Zahl von 1600 Trillionen Nachkommen eines einzigen Bazillus ergeben würden. Nach den Berechnungen von Professor Fischer würde diese Anmenge von Cholera Bazillen trotz ihrer Kleinheit an Trockensubstanz das städtische Gewicht von 2000 Zentnern enthalten. Ein Riesenerperiment wäre daher erforderlich, um auch nur eines dieser winzigen Geschöpfe sich 24 Stunden lang in voller Leppigkeit vermehren zu lassen. Lange Erfahrung hat nun aber erwiesen, daß die Individuenzahl einer Art, so großen Schwankungen sie auch vorübergehend unterworfen sein mag, sich im Verlaufe größerer Zeitschnitte ungefähr auf gleicher Höhe hält. Soll jedoch diese Durchschnittsziffer nicht überschritten werden, dann dürfen, wie gesagt, von jedem Elternpaare nur zwei Nachkommen am Leben bleiben und zur Fortpflanzung gelangen, die anderen müssen früh-

zeitig zugrunde gehen. Von den sechs Jungen eines Elefanten müssen also bereits vier im jugendlichen Alter dem Tode verfallen. Bedeutend höher stellt sich die Vernichtungsziffer schon bei einem Krähenpaare. Geseht den Fall, — wir wollen hier immer niedrige Zahlen annehmen, — die Krähen brüteten zweimal im Jahre, erzielten jedesmal fünf Junge, und zwar zwanzig Jahre hindurch, dann müßten von diesen 200 Nachkommen 198 Stück zugrunde gehen, nur zwei dürften heranwachsen. Welch grausame Dezimierung! Dabei gehören doch auch die Krähen zu Tieren mit sehr geringer Fruchtbarkeit. Ein Karpfen setzt in seinem Leben etwa 12 Millionen Eier ab, ein Stör mehr als das dreifache, und viele parasitische Würmer erzeugen über 100 Millionen Eier. Man begreift es kaum, wie so zahlloses Leben vorzeitig vernichtet werden kann, und doch handelt es sich hier um eine unwiderlegliche Tatsache.

Darwins großes Verdienst war es, zum ersten Mal die Aufmerksamkeit auf die ungeheure Vergeudung von Lebenskeimen zu lenken. Er glaubte in diesem scheinbar blinden Spiele des Zufalls eine tiefere Gesetzmäßigkeit entdeckt zu haben. Die Theorie vom Kampfe ums Dasein und die Annahme einer züchterischen Auslese der besten Elemente in diesem Wettstreit ermöglicht es uns, auch die Entstehung des Zweckmäßigen in der Natur auf natürlichem Wege zu begreifen, ohne zur Anrufung eines überirdischen Schöpfers gezwungen zu sein. Nicht wahllos sollten die überzähligen Lebenskeime vernichtet werden, sondern im allgemeinen würden die Besten, Stärksten, Schnellsten oder durch irgend eine andere Eigenschaft vor den übrigen ausgezeichneten Individuen erhalten bleiben. Um nur ein Beispiel für das Gesagte anzuführen, würden in den Schneeregionen die dunkel gefärbten Tiere vernichtet und nur die hellsten vermöchten sich zu erhalten, da sie am leichtesten der Aufmerksamkeit ihrer Feinde zu entgehen vermöchten. In der Tat finden wir den hohen Norden und die großen Gebirge vorwiegend von weißen Tieren, wie Schneehaase, Polarfuchs, Hermelin, Schneeeule usw. bewohnt. Ob Darwins geistvolle Hypothese wirklich in allen Fällen zu einer befriedigenden Erklärung ausreicht, das werden wir jetzt zu prüfen haben.

Die Darwinsche Selektionstheorie ist die Lehre des Zufalls. Das Individuum besitzt ihr zufolge keine bildende Macht über seine Zweckmäßigkeit. Durch Zufall empfängt das Tier bei der Geburt eine nützliche Eigenschaft, indem es in einem oder dem anderen Teile seines Körpers variiert und eine Ungleichheit empfängt, die seinen Artgenossen fehlt. So nützlich diese neue Errungenschaft für das Tier immer sein mag, es kann sie nicht steigern, nicht verbessern. Erst dadurch, daß es sich mit einem anderen Individuum paart, das zufällig die nämliche nützliche Variante zeigt, vermag sich diese neue Eigenschaft in der nächsten Generation zu vervollkommen. Die einzige Beteiligung des lebenden Körpers an der Ausgestaltung seiner Zweckmäßigkeit läge demnach in der Fortpflanzung. Heber die Ursachen, die zur Entstehung solcher Abänderungen führen, läßt uns die Theorie ohne Erklärung. Sie setzt die Variabilität als gegeben voraus, und da es sich um Produkte des Zufalls handelt, werden natürlich in ebenso reicher Zahl nützliche, indifferente und schädliche Varianten entstehen. Schon hieraus sehen wir, daß die Selektion, um in Wirksamkeit treten zu können, mit einer ungeheuer großen Zahl verschiedener Varianten rechnen muß, die das Material bieten, aus dem der Kampf ums Dasein nach dem Sinne der Nützlichkeit seine Auslese treffen kann.

Daß in der Natur die Variabilität allgemein verbreitet vorkommt, ist erwiesen. Die notwendige große Zahl jedoch soll durch den Ueberfluß an Geburten gegeben sein. Wenn wir bedenken, daß viele Tiere Hunderttausende von Eiern jährlich absetzen, erscheint diese Forderung der Zuchtwahllehre vollkommen erfüllt. Bei einer so reichen Menge von Nachkommen könnte selbst der Zufall genügend nützliche Abänderungen auftreten lassen, welche die Entstehung all der im Körper vereinten Zweckmäßigkeiten verstehen ließen. Daneben kennen wir aber auch Tiere, und es sind gerade die am höchsten organisierten Tiere, die nur eine sehr geringe Vermehrung heissen. Neben der großen Zahl muß daher das Zufalls spiel der Selektion mit gewaltigen Zeiträumen rechnen. Es erhebt sich die Frage, ob die Abschnitte der Erdgeschichte wirklich lang genug waren, um uns in ihnen die Entstehung all der organischen Zweckmäßigkeiten vorstellen zu können. Die Antwort muß lauten: nein. Die Dauer der ganzen Tertiärentwicklung wird von Mayer-Eymar auf 325 000 Jahre geschätzt, andere Forscher haben sie auf das zehnfache berechnet. Aber selbst diese Zeitspanne ist zu kurz, wenn wir bedenken, daß im Tertiär sich die ganze Entwicklung der höheren Säugetiere abgespielt hat. Bereits in ihren beiden Grundvoraussetzungen stößt also die Theorie auf Schwierigkeiten.

So sehr die natürliche Zuchtwahl die künstliche darin übertrifft, daß sie in vielen Punkten zugleich den Hebel anzusetzen vermag, so steht sie ihr in einem anderen Punkte entschieden nach. Tritt in einer großen Haustierherde auch nur bei zwei Individuen eine dem Menschen nützliche Variation auf, so kann er die betreffenden Tiere unter Tausenden auswählen, miteinander paaren und dadurch das erstrebte Merkmal erhalten und steigern. Sehen wir aber den Fall, in der Natur käme etwas Ähnliches vor. Von den Hasen eines Gebietes wären zwei durch ihre Färbung etwas besser an die Umgebung angepaßt, ist es dann wohl wahrscheinlich, daß wegen dieses kleinen Vorteils gerade diese beiden den Nachstellungen der Feinde entgingen? Aber selbst den Fall gesetzt, ein glücklicher Zufall fügte es so, sie blieben leben, wäre es dann nicht wunderbar, wenn gerade diese beiden nützlich variierenden Tiere sich finden

und paaren sollten? Ist nicht eher anzunehmen, daß die Paarung mit einem der nicht abgeänderten Gasen erfolgte und so das Merkmal wieder verwischt würde? So lange daher nützliche Variationen nur vereinzelt auftreten, werden sie sicher in der Regel wieder ausgerottet und kommen für eine Zuchtwahl nicht in Betracht. Es ließe sich nun aber denken, daß bei einem Wechsel der Lebensbedingungen, der ja in der Erdgeschichte häufig zu beobachten war, durch die veränderten äußeren Einflüsse, die in gleicher Weise auf alle Individuen einer Art wirken, gleichzeitig bei zahlreichen Tieren entsprechende nützliche Abänderungen hervorgerufen würden. Ist aber eine große Zahl gleichgerichteter Varianten gegeben, dann vermöchte die Zuchtwahl in der Tat die Umwandlung zu beschleunigen. Ja nur unter dieser Voraussetzung ist es begreiflich, wie eine natürliche Zuchtwahl ihre Wirksamkeit zu entfalten vermag. Dem Zufall wird dadurch allerdings sein Reich beschränkt und ein Teil der bildenden Macht in den Organismus selbst verlegt. Es ist das Zugeständnis, daß der Organismus aus inneren Gründen zweckmäßig auf äußere Einflüsse zu reagieren vermag oder, wie Pault es ausdrückt, daß das erwachte Bedürfnis selbst schon die Mittel zu seiner Befriedigung erzeugt. Daß in dieser Annahme durchaus nichts Mystisches liegt, braucht nicht besonders ausgeführt zu werden.

Eine andere Schwierigkeit der Selektionstheorie liegt ferner darin, daß im allgemeinen die Variationen viel zu geringfügig sind und ihren Trägern zu wenig hervorstechenden Nutzen bringen, als daß man ihnen wirklich einen züchterischen Wert zumessen könnte. Erinnern wir uns nur an die Entstehung der weißen Farbenanpassung in den Schneeländern. Es entsteht doch nicht plötzlich unter den dunklen Tieren ein rein weißer Haie, sondern zuerst machen sich doch höchstens etwas hellere Varietäten bemerkbar. Ist es aber wirklich anzunehmen, dieser geringe Farbenunterschied vermöchte den betreffenden Tieren ein solches Uebergewicht zu verleihen, daß sie im Kampfe ums Dasein verschont blieben? In gewisser Weise vermag die de Vries'sche Mutationstheorie dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. De Vries zeigte nämlich, hauptsächlich freilich an pflanzlichen Objekten, daß bisweilen in einer Art Sprungvariationen oder Mutanten auftreten, das heißt Individuen, die sich von den Eltern in so vielen Punkten unterscheiden, daß man sie direkt als besondere Arten auffassen muß. Da die Mutanten ihre Artmerkmale häufig rein auf ihre Nachkommen vererben, kann die Sprungvariation in der Tat zur Artbildung führen.

Die schwächste Seite der Darwinschen Zuchtwahllehre bildet fraglos die geschlechtliche Selektion. Jedem ist bekannt, daß sich bei vielen Tieren die Männchen vor den Weibchen durch größere Schönheit auszeichnen. Männliche Schmetterlinge und Vögel besitzen prächtige Schmuckfarben, das Haupt des Löwen wird von einer stattlichen Mähne umrahmt, der Hirsch trägt ein Geweih. Da diese Eigenschaften, besonders die Schmuckfarben, den Tieren keinen Vorteil bringen, ist ihre Entstehung durch natürliche Zuchtwahl nicht möglich. Darwin meinte nun, daß hier ein anderer intelligenter Züchter die Auslese besorgte, nämlich die Weibchen, indem sie immer das schönste und stattlichste Männchen mit ihrer Liebe beglückten. Wenn man sich aber nur die wunderbaren symmetrischen Zeichnungen eines Schmetterlingsflügels oder des Pfauenschwanzes betrachtet, hieße es da nicht die Intelligenz der Tiere erheblich überschätzen, wollte man ihrer willkürlichen Auswahl die Entstehung solcher Kunstwerke zuschreiben?

Doch wir müssen hier abbrechen, wenn auch noch zahlreiche Punkte der Erwähnung wert wären. Bereits nach diesen kurzen Ausführungen sehen wir, daß die Selektionstheorie als einziger Entwicklungsfaktor nicht imstande ist, die Entstehung der Arten befriedigend zu erklären, ja, daß die Bedeutung der natürlichen Auslese wesentlich überschätzt wurde. Wie sich aber auch spätere Geschlechter zu der Lehre dieses genialen Mannes stellen mögen, sein Verdienst kann dadurch nicht geschmälert werden; den Ruhm kann ihm niemand rauben, daß er es war, der durch seine umfassenden Arbeiten die Abstammungslehre zum endgültigen Siege geführt hat.

Kleines feuilleton.

Theater.

Charlottenburger Schiller-Theater: „Moloch“, ein Tragödien-Fragment von Friedrich Hebbel. Auf keinen seiner dramatischen Entwürfe hat Hebbel solche Hoffnungen gesetzt wie auf den „Moloch“. Daß er bei allem Enthusiasmus für den Plan das Werk nicht durchzuführen vermochte, war wohl nicht so sehr in irgendwelchen unerklärlichen Störungen der poetischen Inspiration, worüber er so oft klagt, als in der ganzen Anlage der Tragödie begründet. Die Gedankenfracht, mit der er das Fahrzeug hatte beladen wollen, mußte es notwendig zum Sinken bringen. Sie ließ, schon die beiden ersten Akte beweisen das, für Ausgestaltung einer geschlossenen Handlung, für eine ins Innere dringende Charakteristik keinen Raum. An die Stelle dichterischer Symbolik, die aus konkret lebendigen Vorgängen ein „Allgemeines“, die „Bedeutung“ hervorschimmern läßt, tritt hier ganz unvermeidlich die Allegorie, die auf jedes Streben, bei Schein des Wirklichen, auch nur des Möglichen in ihren Bildern festzuhalten, verzichtet. Was Hebbel in dem merkwürdigen Wortwort zu „Maria Magdalena“ als höchste dramatische Aufgabe bezeichnet, dem Weben des Weltgeistes in der Geschichte nachzugehen, die Stufen, in denen

sich die Entwicklung des Menschengesistes vollzieht, getrennt vom allem nur äußerlichen Weirert zur Darstellung zu bringen — dieses überschwängliche Kunstideal, das sich bei nüchterner Betrachtung in Rauch und Nebel auflöst, sollte, so träumte der Dichter, durch einen mit dem „Moloch“ als erstes Glied anhebenden Dramenzyklus realisiert werden.

Der Moloch, der mitteleidlose, unablässig Menschenopfer heischende Göze der Phönizier gilt ihm als Repräsentant der primitiven Religionen, in denen sich der Geist noch dumpf und zitternd, aus der unmittelbaren Befangenheit durch das sinnlich Gegebene losringt, das Priestertum als eine despotische Gewalt, die — welcher Art auch die Motive sein mögen — die Völker aus dem Zustand dämmernden Hinvegetierens in die dornenvollen Bahnen der Arbeit und Kultur zwingt. Wie die Germanen als Typus eines Urvolkes, in der Zucht solchen Priestertums heranreifen — ein rein fingierter Vorgang — das auszuführen, war nach den ersten beiden Akten und Hebbels gelegentlichen Aeußerungen der wesentliche Inhalt seines Plans, die Läuterung des religiösen Bewußtseins wollte er daran anschließend in einem Christus-Drama behandeln.

Dieram, ein hundertjähriger Greis aus Karthago, hat das riesige Erzbild des Gözen, als seine Heimatstadt von Rom erobert wurde, nach Thule, dem mythischen Germanenland, entführt. Er selbst glaubt nicht mehr an Moloch. Ehemals der Diener des Gottes, will er jetzt selbstherrlich ihn benutzen als bloßes Werkzeug seiner Rache gegen die verhassten Römer. Er läßt Moloch vor den Augen der staunenden Barbaren die üblichen Wunder vollbringen, erkreißt einer Mutter ihr Kind und schleudert es in den glühenden Schlund des Ungeheuers. In scheuer Demut beugt das Volk, voran der junge Teut, der Königssohn, die Knie. Das Furchtbare erhöht die Ehrfurcht vor dem Gotte. Wenn so geopfert wird, der muß von grenzenloser Macht sein. Nur der alte König trotz im Verwuse sein seiner Stärke, bis der eigene Sohn auf das Geheiß des Priesters ihn bewältigt. Der Greis, durch Teut allmächtig, ruft nun das Volk zur Arbeit. Der Urwald soll gelichtet, der Erde ihre Schätze abgenommen werden, ringsum ein neues Leben blühen. So hofft er, wird die Zeit nicht fern sein, wo sich sein Nachwuchs erfüllt und germanische Heerschaaren wohlgerüstet ausziehen können zum Kampf wider Rom. Mit diesem Ausblick schließt der zweite Akt. Im weiteren Verlauf des Dramas sollte der Moloch dem Greise gegenüber, der ihn zum Werkzeug seines Eigenwillens degradierte, sich als der Stärkere erweisen, als Kulturmacht, die, einmal wachgerufen, mit innerem Zwange sich weiter durchsetzt.

Die beiden Hauptrollen, der alte König und der alte Priester, erhielten in dem Spiele Pategg's und Richard Wirth's eine treffliche Verkörperung.

Den Abschluß des Abends bildete eine sehr muntere und gelungene Aufführung von Kleits „Zerbrochenem Krug“. Neben Leopold Thurner, der den Dorfrichter Adam gab, zeichnete sich namentlich Frau Fanny Wolf in der Figur von Ezechens Mutter und Emil Rameau in der des Schreibers durch Frische des Humors aus. dt.

Veranstaltung des Vereins zur Förderung jüdischer Kunst. (Ensemble-Gastspiel des Lustspielhauses) im Schiller-Theater N.: „Familie Zwi“, Drama in 4 Akten von David Pinski.

Ein seiner ganzen Zusammensetzung nach den Intentionen des Dichters günstig gestimmtes Publikum — und doch wurde Pinski's Drama unzweideutig abgelehnt. Trägt auch die Hauptschuld das bis auf zwei oder drei Ausnahmen geradezu jämmerliche Gemische des Gastspielens, so kann doch dem Dichter der Vorwurf schuldiger Arbeit nicht erpart werden. Das ist bedauerlich; denn Ansätze zu allerlei Feinheiten mangeln dem Stücke nicht. Aber es bleibt bei den Ansätzen, und dem Blausift des Regisseurs, der offenbar fürchterliche Musterung gehalten hat, dürften mehr Breiten und Längen als — Tiefen zum Opfer gefallen sein.

In einer kleinen russischen Stadt geht's los mit der Judenhege. Reb Zwi-Großvater hat nur einen Gedanken: seine „Organisation“ — die Synagoge — zu verteidigen. Und wie Diogenes ausging, um Menschen zu suchen, so geht der Greis hin, Juden zu suchen, die ihm helfen möchten, sein Heiligtum zu schützen. Aber den „frommen“ Juden gebriht's an Mut, sie verbergen sich im Walde oder im — Schweinestall. Der reiche Jude sitzt sicher in seinem vornehmen Hause, vor das ihm Se. Erzellenz, der Herr Gouverneur eine Schildwache gestellt hat! Und der jungen Generation ist die Synagoge nicht wichtig genug, um ihr Leben für dieses tote Gerümpel zu opfern. Sie gedenkt der bedrohten Männer, Frauen und Kinder, sie gedenkt — der Dichter selber merkt es nicht — der Menschen, nicht der Juden. . . . Allein mit einer stummen, wahnwitzigen Welterin hart der schwache Greis im Tempel der schwarzen Hundert. Die aber — kommen nicht. Dagegen kommt des Rabbi Enel, um den Großvater, den Menschen — nicht den Juden — zu schützen. Entseelt sinkt der Greis zu Boden, das Drama ist zu Ende — der Dichter hat den Faden verloren und der Kritikus den Abend. —

Es ist schade, daß David Pinski mit seinem Stück so verunglückte; denn sein Mut, gewisse Dinge, die den Orthodoxen aller Bekenntnisse tabu sind, mit schonungslosem, fast teuflischem Humor zu poetischen, dieser Mut ist heutzutage selten und deshalb um so lobenswürdiger. Während Eugen Schirloff in seinem bekannten Drama „Die Juden“ die Nerven des Publikums hart mitnimmt, indem er

die Pogromisten ihre Untaten auf offener Szene vollführen läßt, geht bei Pinski das alles fein säuberlich hinter den Kulissen vor sich. Dieser Unterschied ist charakteristisch. David Pinski, der dem Humor gelegentlich ganz ohne Strupel die Zügel schießen läßt, trägt Bedenken, dem Ernst der Dinge allzu tief ins Auge zu blicken. Er hat allenfalls den Kampf einiger Schichten des russischen Judentums leidlich beobachtet, aber am Kampfe des russischen Volkes vorübergeschickt.

Physiologisches.

Interessante Farbenspiele. Zu den interessantesten optischen Erscheinungen gehören die negativen Nachbilder. Sie bestehen darin, daß ein Auge, das eine Zeitlang eine grelle Farbe angesehen hat, nachher eine andere, die sogenannte komplementäre Farbe, zu sehen glaubt. Die Erscheinung tritt zum Beispiel dann auf, wenn man einige Sekunden in die grelle Sonne gesehen hat; schließt man darauf die Augen, so sieht man einen runden grün-blauen Fleck. Man erklärt die Tatsache dadurch, daß man annimmt, unsere Netzhaut, das heißt derjenige Teil des Auges, der die eigentlichen Gesichtswahrnehmungen erfährt, besitze drei Arten von Zäpfchen: solche, die rotes Licht wahrnehmen können, solche, die grünes Licht aufzufassen imstande sind, und solche, die blaues Licht empfinden. Wenn nun das tödliche Sonnenlicht unsere Netzhaut trifft, so werden die Zäpfchen, die dies rote Licht empfinden, dadurch so ermüdet, daß sie für einige Zeit überhaupt unempfindlich, gleichsam blind geworden sind; durch den Blutdruck und andere stets vorhandene Lebensvorgänge wird nun ein stetiger Reiz auf die Netzhaut geübt, aber da die rot empfindenden Zäpfchen zeitlich unempfindlich geworden sind, merken wir nur den Reiz, den die blau und grün fühlenden Zäpfchen auszuhalten haben, und dies macht sich uns merkwürdig durch die anders gefärbten Flecke. Man kann auch folgenden Versuch leicht anstellen, der noch dazu den Vorzug hat, für die Augen weniger anstrengend zu sein. Man legt auf ein weißes Blatt Papier ein Stückchen rotes Papier oder auch Tuch und sieht dies unentwandt an; dann nimmt man, ohne das Auge abzuwenden, das rote Papier oder Tuch mit der Hand weg und sieht dann an der Stelle, wo dies eben noch lag, einen ebenso gestalteten und ebenso großen grünen Fleck. Ein englischer Naturforscher fand eine Methode, nur die negativen Nachbilder zu sehen, ohne daß man die eigentlichen Urbilder überhaupt wahrgenommen hätte, oder wenigstens sich nicht bewußt ist, sie wahrgenommen zu haben. Von einer Kreisscheibe schneidet man einen Viertelkreis heraus und den Rest streicht man zur Hälfte weiß, zur Hälfte schwarz an. Nun wird diese Scheibe grell beleuchtet und mittels einer Kurbel so schnell gedreht, daß sie in der Sekunde 6 bis 8 Umdrehungen macht, wobei man hinter die Scheibe irgend einen farbigen Gegenstand legt. Kommt bei diesen Umdrehungen der Ausschnitt vor diesen farbigen Gegenstand, so wird er gesehen, sonst bleibt er durch die davorstehende Scheibe verdeckt. Durch die schnelle Abwechslung dieser beiden Zustände kommt man nun garnicht zum Bewußtsein, den farbigen Gegenstand zu sehen, sondern man sieht nur das negative Nachbild: eine grüne Karie hinter der Scheibe sieht rot aus, eine rote grün. Der Engländer zeigte der Londoner Akademie der Wissenschaften das Bild einer Dame mit indigoblauem Haar, smaragdgrünem Gesicht und einem scharlachrotem Kleide, die eine violette Sonnenblume mit purpurfarbenen Blättern bewunderte — gewiß unnatürliche Färbungen! Wenn man aber dies Bild hinter die oben beschriebene Platte legt und ansah, indem man die Platte in schnelle Drehungen versetzte, hatte die Dame flachblondes Haar und eine zarte, tödliche Gesichtsfarbe, sie trug ein pfauenblaues Kleid und die Straßblätter der von ihr bewunderten Sonnenblume waren, wie es eben bei den wirklichen Sonnenblumen der Fall ist, gelb, ihre Blätter aber grün.

Aus der Pflanzenwelt.

Holländer Zwiebelblumen. In den Blumengeschäften und Markthallen sieht man gegenwärtig große Mengen Hyazinthenblumen, wozu sich noch ganze Berge von Tulpen- und Karajissenblumen gesellen. Diese ganze Blumenslut, die seit etwa einem Jahrzehnt sich alljährlich um dieselbe Zeit einstellt, verdanken wir der Entwicklung der modernen Blumenschmuckkunst, insofern, als diese die Bereitstellung von Jahr zu Jahr wachsender Blumenmengen bedingt, und andererseits der in Holland allein-gesehene Blumenzwiebelzucht, die es ermöglicht, die erforderlichen Blumenmengen herzugeben. Alles, was jetzt von abgetrennten Zwiebelblumen auf den Markt kommt, stammt aus Holland, wo die Blumen gewissermaßen als Nebenprodukt gewonnen werden und deshalb um einen Spottpreis zu haben sind.

Arbeit verursacht dieser Blumenverkauf aus Holland beinahe gar nicht, denn die Blumen müssen ohnehin abgeschnitten und von den Feldern befreit werden. Früher wurden sie als wertlos einfach beiseite geworfen, heute wird ein großer Teil davon zum Verkauf gebracht. Die Anfuhr von solchen Blumen aus Holland nach Deutschland betrug im Jahre 1885 nur 272 Doppelzentner, 1900 war der Verkauf erst nach und nach auf 2150 Doppelzentner angewachsen. In den letzten Jahren betrug die Einfuhr aber schon rund 6000 Doppelzentner. Das ist ungefähr die Hälfte von der Menge, welche alljährlich von der französischen Riviera zu uns zu kommen pflegt. Holland ist damit zu einem bedeutenden Blumenimportland für Deutschland geworden.

Die Holländer Blumenzwiebelzucht wird nicht der Blumen halber betrieben, sondern wegen der Zwiebeln, die zum größten Teil von Holland nach allen Kulturländern ausgeführt werden, um dort in den Gärten oder Gewächshäusern zur Blüte zu kommen. Das Alter der Blumenzwiebelzucht in Holland geht in die Jahrhunderte, und manchen Wechsel hat die Zwiebelzucht erleben müssen. Im 17. Jahrhundert grassierte eine fast wahnsinnige Liebhaberei für Tulpenzwiebeln. Man hat hernach von einer „Tulpenwut“ gesprochen, die dormalen die Leute besiel. Wie heutzutage Wertpapiere an der Börse gehandelt werden, so gaben damals die Zwiebeln eigenartiger Tulpen Anlaß zu den unfinnigsten Börsenspekulationen. Es wurden Summen bis zu 18 000 holländische Gulden für eine einzige Zwiebel bezahlt. Die Sammlungen der damaligen Zeit wiesen mehr als 500 verschiedene Tulpenvarietäten auf. Als die unfinnigen Spekulationen ihren Höhepunkt erreicht hatten, legte sich der Staat ins Mittel; es wurde geordnet, daß Börsengeschäfte resp. der Terminhandel mit Tulpen jeglicher Rechtskraft entbehren sollten. Doch das tat der Tulpenliebhaberei nur wenig Abbruch. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurden für eine gewisse Sorte 1600 Gulden bezahlt. Endlich ging es aber dieser Liebhaberei wie mit jeder Modenarrheit, es machten sich gesündere Bahnen bemerkbar.

Die größte Bedeutung hat zurzeit die Zwiebelzucht in der Umgegend von Haarlem. Der Küstenstrich von Leyden bis Amsterdam bietet mit seinem leichten, trockenen, etwas sandigen Boden, ehemals besüßt von einem großen Binnensee, dem Haarlemer Meer, eine prächtige Kulturstätte für die Blumenzwiebeln, die hier feibmäßig angebaut werden. Beet reiht sich an Beet, und außerhalb der Ortschaften gleicht das Land während der Vegetationsperiode der Zwiebeln einem großen grünen Teppich, der sich im Frühjahr auf kurze Zeit mit den prächtigsten Farben kleidet. Zur Blütezeit präsentiert sich die Gegend wie ein riesenhafter, aus lauter rechteckigen Feldern in den verschiedenartigsten Farben zusammengefügter Teppich. Das ist die einzige Zeit, die zum Besuche der Blumenfelder reizt.

Das liebliche Frühlingbild ist aber nur von kurzer Dauer, denn die Blumen müssen alsbald beseitigt werden, da sie sonst den Zwiebeln zu viele Kraft rauben. Soweit die Blumen nicht zum Verkauf kommen, werden sie auf den Düngerhaufen geworfen. Wenn im Sommer von den dreijährigen Zwiebeln das Laub abgestorben ist, dann werden die Zwiebeln aus dem Boden genommen und zum langsamen Eintrocknen in Schuppen auf Stelagen ausgebreitet. Im August und September sind die meisten Zwiebeln verhandfertig.

Völkerkunde.

Sichwirtschaft als Religionsform. Zu den in Südbindien lebenden Dravidastämmen gehören die Toba, ein Hirtenvolk, dessen Interessentkreise sich in der Pflege seiner Büffel erschöpft. Bis jetzt wies das Wissen der Anthropologie von den Toba zahlreiche Lücken auf, wenn man auch wußte, daß eine Büffelart von den Toba religiös verehrt wird; daß die Priester in der Sprache der Toba „Milchmänner“ genannt, die heilige Herde zu bedienen und die Kühe zu melken haben; daß die Vorbereitung zum Priesterberuf während eines achtstägigen Aufenthaltes unter allerlei Zeremonien im Walde geschieht und daß unter den Toba die Polyandrie (Vielmännerei), die Sitte, daß mehrere Brüder dieselbe Frau heiraten, verbreitet ist. Jetzt hat Dr. Rivers ein neues Buch über die Toba veröffentlicht, das die bisherigen Kenntnisse über diesen merkwürdigen Volksstamm beträchtlich erweitert. In sehr eigentümlicher Weise scheinen die Heiratsangelegenheiten geregelt zu werden. Die beiden Kasten der Tartharol und Teivaliol dürfen nicht untereinander heiraten, auch müssen gewisse Verwandtschaftsverhältnisse bei der Heirat umgangen werden. Neben der Polyandrie ist auch die Vielweiberei üblich und neuerdings in Zunahme begriffen. Entweder wird sie in der gewöhnlichen Form ausgeübt, oder zwei Männer haben zwei Weiber gemeinsam. Weiber können auch von einer Gruppe von Männern zu einer anderen übergehen. Für eine Art von Konkubinat gilt es, wenn Angehörige der beiden Kasten sich vereinigen. Ueber den religiösen Kultus berichtet Rivers unter anderem, daß die Volkereien eigentlich als die Tempel der Toba betrachtet werden können. Die in den Volkereien vorzunehmenden Handlungen sind an einen Ritus gebunden, und jedes Ereignis im Leben der Büffel wird von einer religiösen Zeremonie begleitet. Die Sprachen der Teivaliol und der Tartharol sind etwas verschieden, so daß die Abstammung dieser Kasten von zwei verschiedenen Stämmen nicht ausgeschlossen erscheint. Ueberhaupt bietet die Erforschung der Toba Sprache dem Philologen ganz besondere Aufgaben. —

Notizen.

— Die Eröffnung der diesjährigen Ausstellung der Berliner Sezession findet am Sonnabend, den 20. April, um 12 Uhr mittags statt. Die Ausstellung wird mit wenigen Ausnahmen eine deutsche sein. Von Max Liebermann, der in diesem Jahre seinen 60jährigen Geburtstag feiert, ist eine Sammlung von Bildern ausgestellt, die die charakteristischen Werke seiner Entwicklung enthält.

— Das Repertoire des Wiener Vürgertheaters während seines Gastspiels am Kleinen Theater geht sich lediglich aus Wiener Stücken zusammen. Das Gastspiel wird am Sonnabend mit dem Volksstück „s' Katherl“ von Max Burckhard eröffnet.